



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Aus dem Jahre 1848 : (Schluß.)

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

Der Sklave, der leibeigne Bauer, der dritte Stand erlangten ihre Zulassung in die bürgerliche Gesellschaft als selbstberechtigte Klasse nur unter ungeheuern Erschütterungen, weil die herrschenden Klassen sich nur als Feinde fühlten und nur an Verteidigung und fühlloses Niederwerfen dachten. Wenn dagegen die Leiden und Beschwerden des vierten Standes in unsern Tagen ein teilnehmendes Entgegenkommen finden, so mag uns dies nicht nur als ein höchst erfreulicher Fortschritt der Gesittung mit Befriedigung, sondern auch mit dem Vertrauen erfüllen, daß die Heilung der sozialen Gebrechen ohne gewaltfamen Umsturz sich auf friedlichem Wege vollziehen werde.



## Aus dem Jahre 1848.

(Schluß.)



ie in den Petitionen gestellten Forderungen sind ganz besonders interessant, und es lohnte sich schon der Mühe, sie aus ganz Deutschland zusammenzustellen. Denn wenn sie auch zuerst, solange sie aus den großen Städten kamen und an die größeren Regierungen gerichtet waren, sich nach dem Mannheimer Muster auf dieselben Forderungen nach Preßfreiheit, Volksbewaffnung, Schwurgerichte, Amnestie, volkstümliches Ministerium und deutsches Parlament beschränkten, so nahmen sie doch einen andern Charakter an, je mehr sich dieser Petitionssturm verteilte und verästelte; immer mehr wurden sie ein unmittelbarer Ausdruck der innersten Volkswünsche, und immer mehr spiegelte sich der eigentliche Volksinstinkt darin wieder. Sie haben insofern einen dauernden Wert, um das innerste Denken und Wünschen des Volkes kennen zu lernen. Wenn der Pöbel aus so mancher kleinen Stadt nach Preßfreiheit schrie, obgleich doch die wenigsten begriffen, was man damit eigentlich meine, so hatte man natürlich mit eingelernten Phrasen zu thun, die keine weitere Bedeutung hatten; aber charakteristisch ist es schon, wenn man in Lippe-Detmold von dem Fürsten nicht nur die Zusicherung haben wollte, daß er die deutsche Einheit herbeiführen wolle, sondern auch, daß er keine Ausländer mehr anstellen wolle, d. h. keine Lippe-Schaumburger, Waldecker oder gar Preußen, oder wenn sich mitten zwischen all dem Geschrei nach Freiheit auch Petitionen gegen die Gewerbefreiheit, welche das Handwerk schädige, vernehmen ließen, wenn am Main und im Odenwald, dem alten Schauplatz der heftigsten Ausbrüche des Bauernkrieges, das Landvolk wieder mit der Forderung kam, daß der Adel mit ihm teilen solle,

wenn in Mecklenburg die Tagelöhner auf den adlichen Gütern unter den andern Punkten, in denen sie eine Verbesserung ihrer Lage beehrten — wenigstens vier bis sechs solcher Punkte mußte jede Petition enthalten —, auch die Forderung stellten, daß die Gutsherren künftig nicht mehr die Gutsuhren während der Arbeitszeit umstellten und auf diese Weise die Arbeitszeit verlängerten. Die Schüler eines Gymnasiums forderten in einer „Sturmpetition,“ daß die Primaner und Sekundaner fortan nicht mehr mit Du, sondern mit dem höflichen Sie von den Lehrern angeredet würden — nur dem alten Direktor sollte als ein persönliches Recht die Erlaubnis bleiben, das gewohnte Du noch ferner zu brauchen; ferner forderten sie, daß ihnen der Besuch von Wirtshäusern freigegeben würde, u. dergl.

Ganz besonders war es der Wald, auf den sich die Petitionsstürme richteten, und der alte vom Rechte längst begrabene, aber doch immer im naiven Volksbewußtsein schlummernde Gedanke, daß es am Walde kein Privateigentum gebe, sondern daß der Wald Gemeingut sei, kam überall zum offenen Ausdruck. Jagdfreiheit wurde begehrt, und man wartete meistens auch garnicht die förmliche Gewährung derselben ab, sondern es erhob sich alsbald fast in allen deutschen Landen ein wahrer Vernichtungskrieg gegen alles Wild, und die Jäger wuchsen zu tausenden aus der Erde. Selbst alte Musketen und Donnerbüchsen mußten dazu dienen, um dem edeln Wilde, welches noch an die Heiligkeit der Schonzeit glaubte, den Garaus zu machen, und nicht bloß das Wild, sondern auch sehr viele der neuen ungeschickten Jäger mit den schlechten Waffen haben mit ihrem Blute der jungen Freiheit und ihrer großen Ungeschicklichkeit Opfer bringen müssen. Neben freier Jagd forderte man aber auch freies Holz und setzte sich ebenfalls alsbald in Besitz dieser Freiheit, und mancher schöne Wald hat viele Jahre gebraucht, um die damals erlittenen Schäden zu überwinden. So friedlich sich mancherorts der Petitionssturm abwickelte, so kam es doch an andern Orten schon in diesem ersten Revolutionsstadium zu Zerstörungen, zu Brand und Blutvergießen. Der aufgeregte Pöbel beehrte hie und da Rache an den seitherigen Machthabern zu nehmen und wollte seinen Sieg durch Zerstörungen gefeiert sehen; anderswo wurde zur Vernichtung der Archive aufgehetzt, damit nicht mit deren Hilfe alte Rechte geltend gemacht werden könnten, und nirgends konnte man sich bald wieder in ruhige Ordnung hineinfinden.

Am trostlosesten war der Verlauf in Berlin; hier wurde jener blutige, zerstörende Kampf vom 18. März ohne bewußten Zweck in sinnloser Wut gekämpft, ohne daß ein Kampfpreis vorhanden war, den die Menge der Kämpfenden hätte erringen wollen. Allerdings gab es bewußte Umsturz männer und fremde Emissäre, die den Kampf schürten, und sie wollten in dem allgemeinen Chaos, das sie herbeizuführen suchten, ihr Schäfchen ins Trockene bringen; aber die Zahl dieser Leute war doch verhältnismäßig sehr klein, und auf Grund meiner Wahrnehmungen muß ich sehr bestimmt der mitunter verbreiteten Meinung entgegen-

treten, daß diese Fremden den ganzen Kampf arrangirt, geleitet und geführt hätten. Nein, es war wirklich der Berliner, der sich schlug, wenn er es auch in einem vorübergehenden Rausche that. Ehe der Kampf begann, hatte der König schon das volle Eingehen auf die Forderungen der neuen Zeit zugesagt und dies in einer Proklamation verkündet. Damit war den politischen Ansprüchen der Berliner mehr als genug gethan; sie hatten bis dahin noch wenig praktische Politik getrieben, sie wollten nur im allgemeinen räsonniren und sich nicht persönlich durch die Polizei belästigen lassen, und außerdem ärgerten sie sich über das oft rücksichtslose und unliebenswürdige Auftreten der jungen Gardeoffiziere. Die Reibereien, welche in den vorhergehenden Tagen zwischen dem ausgerückten Militär und den umherwogenden Haufen stattgefunden hatten, trugen dazu bei, diese Mißstimmung über den Übermut der Offiziere und die Übermacht der Polizei zu mehren, und gegen sie, nicht gegen das preußische Königtum und die Ordnung des Staates, war jener Kampf gerichtet. Als er aber beendet war, lag das Königtum am Boden, und Preußen war in einer Zeit, in der ihm, wenn es nur seine ruhige Haltung bewahrte und Recht und Ordnung bei sich aufrecht erhielt, das ganze damals verwirrte und machtlose Deutschland von selbst zufallen mußte, selbst klein und machtlos geworden und weckte mit seinen Versuchen, sich an die Spitze der deutschen Bewegung zu stellen, nur den Hohn und die Spottlust der Menge.

## 2.

Haben wir aus der Weise, wie die Revolution plötzlich über Deutschland hereinbrach und mit wunderbarer Geschwindigkeit um sich griff, die Lehre entnehmen können, daß die Sorge für die Erhaltung des Staates nicht bloß auf den Schultern der Regierung ruhen darf, sondern daß sie der Unterstützung durch selbständige und thatkräftige Parteien bedarf, so zeigt uns der weitere Verlauf der Revolution, daß das Staatswesen, wenn ihm eine kräftige Regierung fehlt, trotz aller Freiheit und Bildung mit raschem Schritt der Barbarei und Verwilderung entgeneilt.

An gutem Willen von Einzelnen hat es auch damals nicht gefehlt; ja man kann sagen, die Menge war von einem gewissen idealen Hauch bewegt, der sie über die niedere Atmosphäre erhob, in der sich seither ihr tägliches Leben bewegt hatte. Deshalb waren auch gemeine Verbrechen, wie gewöhnlicher Diebstahl, Betrug u. dergl. verhältnismäßig selten. Dagegen konnte der kleinstädtische Philister, dessen Gedankengang sich früher nicht über die nächste Umgebung erhoben hatte, und der ganz in den Sorgen des täglichen Lebens aufgegangen war, sich jetzt mit aller Begeisterung an den vielstündigen Verhandlungen seines Klubs über die beste Staatsform und die Stellung der Parteien zueinander beteiligen. Ich will nur an die lebenswahren Schilderungen erinnern, die Reuter in der „Stromtid“ von den Verhandlungen des Rahnstedter Reformvereins  
Grenzboten I. 1885.

giebt, die einen großen Mischmasch von den kleinlichsten Lokalstreitigkeiten und den Beratungen über große staatswissenschaftliche Fragen bilden und in der wichtigen Entdeckung Bräsig's, „daß die große Armut in der Stadt von der großen Pöwertch herkomme,“ ihren sachgemäßen und allgemein befriedigenden Abschluß finden. So unendlich lächerlich dies Getriebe auch war, so muß man doch den idealen Zug, der hindurchging, anerkennen, wie denn die Leute auch damals schon in der äußern Erscheinung nach einem gewissen phantastischen Aufpuß suchten, der für manches Künstlerauge etwas bestechendes gehabt hat.

Ja das deutsche Parlament, das seit dem 1. Mai in Frankfurt tagte, war der deutliche Ausdruck eines solchen, die Zeit beherrschenden, in gewissem Sinne liebenswürdigen, wenn auch sehr unpraktischen Idealismus. Mit Recht sagt Ranke von ihm: „Die Frankfurter Versammlung ist dadurch einzig in ihrer Art, daß in ihrer Mitte alle Fragen über das Gesammtleben der Nation in freier Diskussion erörtert wurden, und die verschiedensten Standpunkte wie in einer aneinanderschließenden Kette ihre Vertreter fanden. Sie war gleichsam eine Akademie der politischen Wissenschaften in Bezug auf die nationalen Angelegenheiten.“ So wenig unmittelbaren Nutzen dies Parlament trotz der großen auf seine Arbeiten verwendeten Mühen gehabt hat, und so arg es deshalb die gewaltigen, auf seine Zusammenkunft gesetzten Hoffnungen des deutschen Volkes getäuscht hat, der Ruhm, daß seine große Mehrheit von einem idealen, auf hohe Ziele gerichteten Streben beseelt war, darf ihm nicht bestritten werden.

Man darf sich also durchaus nicht der Meinung hingeben, als seien damals nur unlautere und wüste Gesinnungen zu tage getreten, und als habe jedermann bewußt an dem Untergange des Vaterlandes gearbeitet. Aber das Fehlen eines kräftigen Armes, der alles geleitet und jeden in seine Schranken verwiesen hätte, ließ alle jene besseren Bestrebungen in sich zergehen und führte dahin, daß sich die meisten deutschen Länder mit immer schnelleren Schritten der Ochlokratie näherten.

Die unter den Märzstürmen eingesetzten neuen Ministerien konnten nur in wenigen Ländern zu innerer Festigkeit gelangen und sich wirklich der Zügel des Staates bemächtigen; in den meisten Ländern und zumal in Preußen gerieten sie alsbald in die Abhängigkeit von den leidenschaftlich erregten und in sich haltlosen parlamentarischen Versammlungen oder, was noch schlimmer war, von den Demonstrationen des Straßenpöbels, und ihre Macht schwand dann wie der Schnee an der Sonne.

Dafür fiel die Macht den Leuten anheim, die bewußt auf den Umsturz hinarbeiteten, um dabei ihren persönlichen Vorteil oder doch den Vorteil eines fremden Landes oder einer fremden Sache zu fördern, oder wenigstens solchen Leuten, denen der wunderbare Umschwung der Dinge zu Kopfe gestiegen war, sodas sie wie im Kaufsch handeln und allen Blick für die realen Lebensverhältnisse verloren hatten. Oft genug teilten sich Schurken und Fanatiker in das Regiment.

Die Mittel, durch welche sie die Herrschaft führten, waren die Straßeneunte, die Presse und die Klub- oder Volksversammlungen, also dieselben Mittel, mit denen die Umsturzparteien auch in der großen französischen Revolution ihr Regiment geführt hatten.

Die Straßeneunte war namentlich in Berlin fast zu einer ständigen Institution geworden. Zwar zuerst nach den Kämpfen vom 18. März hatte die große Mehrheit der Berliner einen tiefen Schauer davor bekommen, und die schnell geschaffene Bürgerwehr bemühte sich wirklich mit allem Ernste und nicht ohne persönliche Aufopferung dafür, daß fortan die Ordnung auf den Straßen aufrecht erhalten und ein friedlicher Gang der Dinge möglich werde. Als die „Zeitungshalle,“ ein damals vielverbreitetes Blatt, gegen Ende März daran erinnerte, daß die Arbeiter, die am 18. März für Berlins Freiheit gekämpft hatten, nun auch ihren Lohn erhalten oder sich solchen mit den Waffen erkämpfen müßten, erhob sich ein einmütiger Entrüstungsschrei über diese Aufhebung, und der Redakteur der „Zeitungshalle“ soll unangenehme Eindrücke von der Kraft der Bürgerwehrräufte erhalten haben.

Aber es war niemand da, der diese Stimmung auszunutzen, zu leiten und zu organisiren vermocht hätte, und so hielt sie den fortgesetzten Wühlereien nicht stand. Als im Mai mißliebige Minister auf offener Straße mißhandelt wurden, da wurden sie zwar von den bewaffneten Studenten befreit und in das Universitätsgebäude gerettet; aber diese hielten es doch schon für angemessen, die Gelegenheit zu benutzen, um den Ministern in der Aula eine Vorlesung über ihre Schlechtigkeit und ihre Pflichten als Staatsminister zu halten. Es soll namentlich einen drastischen Eindruck gemacht haben, als ein kleiner jüdischer Student, der an einen großen Kavalleriesäbel angeschnallt war, vor Heinrich von Arnim, einen bereits ergrauenden Kämpfer aus den Freiheitskriegen und gewiegten Diplomaten, hingetreten ist und ihm zugerufen hat: „Ich verachte Sie, aber ich schütze Sie.“

Im Juni konnte schon der traurige Zeughaussturm geschehen, der umso trauriger war, als dabei auch der sonst so blank erhaltene Schild der preußischen Armee mit einem schwarzen Fleck besudelt wurde. Wie die Eunte zu einer mit voller Überlegung und mit Raffinement von den Umsturzleuten benutzten Waffe geworden war, davon habe ich mich am Tage des Zeughaussturmes, an dem ich nach dreimonatlicher Abwesenheit nach Berlin zurückgekehrt war, persönlich überzeugen können. Die Parole, daß dem Arbeiter Waffen verschafft werden müßten, war schon seit einigen Tagen ausgegeben, Maueranschläge verhandelten das Thema in allen Variationen, radikale Klubs zogen in geschlossenen Trupps vor das Kriegsministerium, um ihre Forderungen zu übergeben, die noch von den Pfingsttagen her feiernden Arbeiter wogten in den Straßen unruhig auf und ab, vor allem unter den Linden und in der Leipziger Straße. Aber noch fehlte das Losungswort und das Angriffssignal. Da wurde ich auf

einen Mann aufmerksam, der einen Volkshaufen um sich sammelte und anredete. Er sprach anfangs mit gemäßigter Stimme und ruhiger Haltung; aber allmählich steigerte er die Leidenschaft, er sprach von der Tyrannei, welche noch geübt werde, von der Gefahr, die von Potsdam her drohe, wo die Soldateska konzentriert sei, um jeden Augenblick das friedliche Berlin zu überfallen, von einem Aufstande, den ein Teil der Garden zu unternehmen bereit sei, und den er unternehmen werde, wenn er sehe, daß das wirkliche Volk Berlins, die Arbeiter, Waffen hätten und zur Hilfe bereit seien, daß es deshalb nötig sei, gemeinsame Schritte zu beraten, und daß sich alle die, welche Mut hätten, vor dem Zeughause versammeln wollten. Wenn er soweit gekommen war und die Parole „Versammlung vor dem Zeughause“ ausgegeben hatte, dann wußte er geschickt unterzutauchen und in der Menge zu verschwinden. Es gelang mir aber, mich an seine Fersen zu heften, und so noch mehrmals Zeuge zu sein, wie er dieselbe Rede in verschiedenen Haufen wiederholte und sich immer wieder von einem gemäßigten Anfange zur höchsten Leidenschaft hinaufschraubte.

Dies Manöver gelang, und nach wenigen Stunden, nachdem die im Zeughause aufgestellte Linienkompagnie durch schändlichen Zug und Trug, der von einem früheren Offizier ausging, und durch die Kleinmütigkeit ihres Kommandeurs zum Abzug bewogen war, und nachdem auch noch die üblichen Zwischenfälle von rechtzeitig gefallenen Schüssen, die nachher niemand abgeschossen haben wollte, vorgefallen waren, folgte jene wüste Plünderung des Zeughauses, die ich im einzelnen nicht schildern mag.

An diesem Abende erwies sich auch, daß die Bürgerwehr kein Schutz mehr sei; ihre 26 000 Mann waren durch Generalmarsch zu den Waffen gerufen worden, sie waren auch zum großen Teil gekommen, aber als man nach den Schüssen, die am Zeughause fielen, durch die Stadt schrie, die Bürgerwehr schieße auf das Volk, und gar einem Kaufmann, der angeblich als Bürgerwehrrhauptmann den Befehl zum Feuern gegeben haben sollte, in aller Eile den Laden ausgeplündert und demolirt hatte, da fanden viele Bürgerwehrleute es geraten, ihren Abscheu vor solchem Blutdurst Ausdruck zu geben und ihre Gewehre umzukehren. Die Bürgerwehr löste allerdings an diesem Abend die strategisch nicht leichte Aufgabe, eine Armee von 26 000 Mann einem siegreichen Feinde gegenüber ohne Verlust aus dem Gefecht zu ziehen, sie that es, indem sie in alle Straßen Patrouillen sandte, die alle nicht wieder kamen, sondern sich zum häuslichen Herde rückwärts konzentrierten. Aber ihr Prestige war nun auch dahin.

Dieser Zeughaussturm machte in ganz Berlin und weit hinaus durch alle preussischen Lande einen furchtbar niederschlagenden Eindruck, man schämte sich, daß so etwas in Preußen möglich sei, und jeder fragte entsetzt: Soll es so weitergehen? Aber auch diese Stimmung verflog wieder unter dem fortwährenden Wühlen und Sezzen, da niemand sie auszunutzen und zu einem bewußten und

entschlossenen Thun umzusetzen verstand, und nach wenigen Tagen konnte der berüchtigte Kaufmann Dittenshofer es schon wagen, in einer öffentlichen Versammlung zu sagen, er begreife nicht, daß über die Beschädigung von ein paar wertlosen Zeuglappen — den alten Fahnen — und über das Abhandenkommen von etwas altem Eisen soviel Geschrei gemacht werde. Es gäbe wahrlich Wichtigeres zu verhandeln.

So ging es denn weiter und weiter bergab. Es kamen die Zeiten, wo die Fenster eines Ministerhotels in der Wilhelmstraße während einer Soiree, in welcher das diplomatische Korps anwesend war, von einem Pöbelhaufen demolirt wurden, sodaß die fremden Gesandten kaum ihre Köpfe vor den Steinwürfen wahren konnten — dann wurden die Abgeordneten, welche nicht nach den Wünschen des Pöbels stimmten, lebensgefährlich bedroht, und es kam sogar so weit, daß man den Sitzungssaal der Abgeordneten im Schauspielhause von außen vernagelte, um die ganze Nationalversammlung eine Weile gefangen zu halten.

Dabei wurde es natürlich in der Stadt immer ungemüthlicher; wer irgend konnte, verließ sie, die Wohnungen standen massenhaft leer, die Gewerbe stockten, der Hunger zog in viele sonst wohl situirte Familien ein, aber die Wohlmeinenden blieben dennoch ohnmächtig und konnten das tiefer und tiefer sinkende Staatsschiff nicht aufhalten, solange eine Regierung fehlte, die mit kräftiger Hand dem wütht dahinrasenden Staatswagen Halt und Umkehr zu gebieten vermochte.

Die Straßenemeute war aber nicht auf Berlin beschränkt, sie trat auch an vielen andern Orten auf und war auch da das Schreckbild, durch welches sich die schwachen Regierungen immer tiefer in die Wege der Revolution verstricken ließen. So weiß z. B. auch Kassel von einem schon im April stattfindenden Zeughaussturm zu erzählen, der in seinen Einzelheiten und namentlich in betreff der dabei zu tage tretenden Schwäche der Regierung fast noch trostloser war wie der Berliner.

Das zweite Mittel, mit welchem die Umsturzpartei Macht gewonnen, war die Presse. Um deren Einfluß begreifen zu können, muß man sich daran erinnern, daß bis zu den Märztagen alle Druckschriften, mit Ausnahme etwa der großen wissenschaftlichen Werke, ehe sie gedruckt wurden, die Zensur der angestellten Zensoren passiren mußten, und daß diese nicht nur bestrebt gewesen waren, die Einrichtungen des Staates zu schützen, sondern auch die Personen der Mächthaber vor allen Angriffen zu behüten. So verhaßt die Zensur war — in Schwaben soll sogar ein Verein junger Damen bestanden haben, die sich gelobt hatten, nie einen Zensur zu heiraten —, so hatte sie doch bewirkt, daß jedermann der Presse gegenüber sehr feinfühlig war, und daß man einen persönlichen Angriff derselben als eine schwere Schmach, die man erlitten, anzusehen geneigt war. Als nun die Zensur mit den ersten Märzwehen überall

gefallen war, um nie wieder zu erstehen, war die Furcht vor solcher Schmach ein Schreckmittel, durch das sich viele schwachmüthige Leute in die Gefolgschaft der Revolution hineintreiben ließen. Und auf der andern Seite wurde von diesem Schreckmittel der rücksichtsloseste und oft ruchloseste Gebrauch gemacht. Überall schossen neue Blätter der verschiedensten Farbe und der verschiedensten Tonart hervor, und daneben brachte jeder Tag Massen von Plakaten und fliegenden Blättern, die zum Theil so flüchtig waren, daß es später nur mit vieler Mühe und großen Kosten hat gelingen wollen, eine vollständige Sammlung dieser Blätter, selbst nur soweit sie Berlin betrafen, für die dortige Bibliothek herzustellen. Ein wirres Durcheinander von Plänen, Aufreizungen und Anschuldigungen ist in dieser Straßenliteratur niedergelegt, und sie, sowie die vielen kleinen Zeitungen, die oft ebenschnell wieder eingingen, wie sie entstanden waren, spritzten eine wahre Fülle von Gift um sich her. Hinter der Berliner Presse blieb man aber auch anderwärts nicht zurück. In Kassel brachte z. B. die „Hornisse“ regelmäßig unter der Überschrift „Er“ einige den Kurfürsten lächerlich machende Verse und publizierte sehr oft Intimitäten aus dem kurfürstlichen Palais, wie sie nur von ungetreuen Dienstleuten erlauscht worden sein konnten.

Ein weiteres Machtmittel der Umsturzpartei waren Vereins- und Volksversammlungen, und es gehört zu den wunderbaren Erscheinungen jener Zeit, daß mit einemale so viele Volksredner vorhanden waren, die, von der Erregung der Zeit ergriffen, mit Geschick und Erfolg auf die Massen zu wirken und oft sie aufzuregen und zu begeistern vermochten, obgleich die ganze seitherige Entwicklung der öffentlichen Zustände nichts gethan hatte, um Volksredner auszubilden. Die Art dieser Versammlungen und der darin gehaltenen Reden war freilich unendlich mannichfach, und es war eine lange Skala zwischen dem kleinstädtischen konstitutionellen Vereine, der, um mit Bräsig zu reden, seine Beschlüsse über alle möglichen staatsrechtlichen Fragen so gut machte, „als jeder dat liht hett,“ und sich damit tröstete: „Wird da nichts draus, denn wird da nichts draus,“ bis zu jener Septemberversammlung auf der Pfingstweide bei Frankfurt, deren bluttriefende Reden die Einleitung zu der Ermordung von General von Auerswald und Fürst Tichnowski und zu all dem andern Graus jener Frankfurter Bluttage wurden.

Alle diese Versammlungen hatten aber doch insofern einen gemeinsamen Zug, als darin überall die Meinung zum Ausdruck kam, daß mit den Märztagen ein neuer Weltabschnitt begonnen habe, welcher lediglich nach seinen eignen Gesetzen, ohne Rücksicht auf die Vergangenheit auszugestalten sei. Es gab kaum einen größeren Vorwurf, als wenn man jemand beschuldigte, er sei „vormärzlich,“ d. h. er stehe noch mit seinen Anschauungen in der gleichsam durch eine große Sintflut von der neuen Zeit geschiednen alten Zeit. Wer seine Rede mit: Meine Herren! begann, der hatte schon den Verdacht der „Vor-

märzlichkeit“ gegen sich wachgerufen; denn in der neuen Zeit hieß es nur noch: Bürger! Selbst die Rede: Mitbürger! oder gar: Verehrte Mitbürger! war nicht ganz zweifelsfrei, denn so hätte man auch vor dem März sagen können; jetzt war es nur noch modern, schlechtweg zu sagen: Bürger!

Nach der damals herrschenden Lehre stand es auch fest, daß die Bürgerwehr ein notwendiges Erfordernis jedes freien Staates und die beste Gestalt der Landesverteidigung sei, ja zeitweilig trat die Meinung hervor, daß die Souveränität im Staate eigentlich bei der Bürgerwehr beruhe. Eine mir vorliegende Festschrift, welche die Fahnenweihe einer Bürgerwehr beschreibt, führt aus, daß der alte deutsche Heerbann sich in verschönerter und veredelter Form in der Bürgerwehr verjüngt habe, nachdem er im Laufe der Zeiten verfallen und in Landsturm und in der Landwehr nur schwache und einseitige Schößlinge aus seinem veralteten Stamme getrieben habe. Kein Ort war so klein, der nicht seine Bürgerwehr gehabt und deren Fahne mit großem Pomp und vielen Reden eingeweiht hätte, als ob es gelte, ein Werk für die Ewigkeit zu gründen. Nach wenigen Monaten war die ganze Herrlichkeit vorbei.

Zu den immer wiederkehrenden Illusionen, an die jeder glauben mußte und die kaum jemand anzugreifen wagte, obgleich sie mit den klaren Gesetzbuchstaben in Widerspruch standen, gehörte es auch, daß die Frankfurter Nationalversammlung für sich allein die Macht besitze, Deutschland eine beliebige Verfassung zu geben, Reichsverweser und Kaiser zu wählen und allen deutschen Regierungen zu gebieten, und daß die Berliner Nationalversammlung eine verfassunggebende Versammlung sei, die auch Ministerien absetzen und Steuern verweigern könne, Irrtümer, die später manches treue Herz, das daran auch dann noch festhielt, als wieder andre Luft in Deutschland wehte, in tiefe Verbitterung getrieben oder gar gebrochen haben. Nur wenigen eisenfesten Männern war es gegeben, in dieser allgemeinen Gedankenverwirrung fest und unbewegt auf dem Boden des Rechtes zu stehen; der wenigen einer war der damals viel geschmähte Junker, jetzt Fürst Bismarck, der fast allein auf dem schnell berufenen „Vereinigten Landtage“ sein Nein gegen die Berufung der Nationalversammlung und gegen die Gewährung eines Kredits von vielen Millionen zur Befriedigung der Bedürfnisse der neuen Zeit aussprach.

Sa, es war eine wunderbare Zeit, und ich weiß die Schilderung derselben nicht besser zusammen zu fassen, als indem ich die Worte anführe, mit denen Fritz Reuter seine mehrfach zitierten Erzählungen aus Rahnstedt abschließt. Er schreibt, wenn wir seine plattdeutschen Worte hier hochdeutsch wiedergeben (Stromtid III, S. 108): „So war es denn überall im Lande schlimm bestellt, jeder erhob seine Hand gegen den andern. Die Welt war wie umgekehrt. Diejenigen, welche Vermögen hatten und sonst hochmütig drein gesehen hatten, waren jetzt klein geworden, und die garnichts hatten, waren gar dreist

geworden; wer sonst als klug gegolten hatte, wurde nun dumm gescholten, und die Dummen waren über Nacht klug geworden. Vornehme wurden zu geringen Leuten, Edelleute gaben ihren Adel auf, und die Tagelöhner wollten „Herren“ genannt werden. Aber zwei Dinge liefen als sichtbare Fäden durch dies Gewühl von Feigheit und Unverschämtheit und konnten den Menschen wieder trösten und ermuntern. Der eine Faden war funterbunt, und wer ihm nachging und sich von der allgemeinen Angst und der allgemeinen Begehrlichkeit freimachen konnte, der konnte soviel Vergnügen haben, als er irgend wollte. Das war die Lächerlichkeit des menschlichen Treibens, die so recht zu tage trat. Der andre Faden war rosenrot, und an ihm hing alles das, womit ein Mensch einen andern glücklich machen kann, das Mitleid und das Erbarmen, der gesunde Menschenverstand und die Vernunft, die treue Arbeit und das Entfagen, und dieser Faden war die Liebe, die reine Menschenliebe, die von hilfreicher Hand in das Gewebe von grauer Eigensucht eingewebt war, vorläufig nur nach dem Rathschluß unsers Herrgotts als ein Zeichen, daß sie auch in den schlimmsten Zeiten wirksam bleiben solle. Aber wer weiß, der seine Streifen kann einmal breiter werden und das graue Gewebe kann noch einmal rosenrot leuchten, denn der Faden ist, Gott sei Dank, nicht durchschnitten.“

Diesen letzten Faden, von dem Keuter redet, können auch wir in dem wirren Treiben des Revolutionsjahres erkennen, wenn wir ihn auch vielleicht in andern Dingen finden, als worin ihn der Dichter gesehen hat. Mitten in den Stürmen dieses Jahres gehen Samenkörner auf, die zwar längst gestreut waren, die aber bis dahin unter der polizeilichen Bevormundung dürrer dagelegen oder sich nur kümmerlich hatten entfalten können.

Jetzt drängte sich allen denen, welche unserm Volke den alten Glauben und das alte Recht gewahrt haben wollten, die Überzeugung auf, daß es nicht genüge, gehorsam die Befehle der Obrigkeit zu erwarten, sondern daß sie selbstthätig für ihre Sache streiten und handeln müßten. Auch die erhaltenden Elemente des Staates schlossen sich zu Parteien zusammen und traten in die Kämpfe des Tages ein; eine selbständige konservative Presse entstand, und so heftig sie auch im Anfang geschmäht und verhöhnt wurde, sie wußte sich zu behaupten und Boden zu gewinnen, sodaß sie jetzt zu einer auch von den Gegnern geachteten Macht geworden ist. Die Frommen im Lande besannen sich darauf, daß es ihre Aufgabe sei, das Wort der Wahrheit unter die wüsten Massen zu bringen und die äußere und innere Not durch Werke der Barmherzigkeit zu überwinden, und gar vieles von dem, was man mit dem Worte „innere Mission“ bezeichnet, hat seine Wurzeln im Jahre 1848. Auch das gehört zu den Wahrzeichen dieses Jahres, daß darin im September der erste evangelische deutsche Kirchentag in Wittenberg abgehalten wurde.

Und was dieserart einmal angeregt und in Thätigkeit getreten war, das ist Gott sei Dank auch nicht wieder eingeschlafen und der alten Erstarrung ver-

fallen, auch nicht als der wilde Herentanz der Revolution vorüber war. Freilich den damaligen Sieg über die Revolution verdanken wir nicht der jungen konservativen Partei oder den Bestrebungen der innern Mission, sie waren nur Bundesgenossen des Siegers von verhältnismäßig noch geringer Kraft; der eigentliche Sieger war das alte Königtum, als dieses endlich das Szepter wieder ergriff und sein wohlbewahrtes schneidiges Schwert aus der Scheide ziehen ließ. Es waren für Preußen tiefere Tage, jene Novembertage, in denen es sich entscheiden mußte, ob das Wort des Königs noch Glauben und Gehorsam im Lande finde, oder ob alles Volk bereits rettungslos der Revolution verfallen sei; aber nach wenigen Tagen war es entschieden, das Heer und das Land stand zu seinem König, und die großen Städte mußten sich fügen. Als die Revolution in Preußen darniederlag, da war ihr Schicksal auch für ganz Deutschland entschieden, mochte es immerhin auch noch manches heftigen Ringens bedürfen und im Frühjahr 1849 noch langes blutiges Kämpfen in Dresden und in Baden nötig werden.

Um die einmal wachgerufenen bösen Geister auch innerlich zu überwinden, dazu gehörte freilich mehr Zeit und mehr Arbeit, und man kann nicht behaupten, daß die damaligen Machthaber immer mit der nötigen Liebe, Geduld und Entfagung gearbeitet hätten. Zumal in den kleinen deutschen Ländern war der Abstand zwischen den in dem Sturmjahre erstrebten idealen Zielen, dem einigen, großen, mächtigen deutschen Reich, und der nunmehrigen Wirklichkeit unter dem wiederhergestellten Bundestage und den auf ihre Souveränität so eifersüchtigen Duodezregierungen gar zu trübselig, als daß nicht ein tiefer Stachel in dem Herzen aller derer hätte zurückbleiben müssen, die mit Aufmerksamkeit und mit Vaterlandsliebe die öffentlichen Dinge beachteten, und dieser Stachel hat der neuen deutschen Einigkeit, die 1866 und 1870 hergestellt wurde, gewaltig vorgearbeitet, sodaß sich der Übergang aus der jahrhundertlangen Zerrissenheit in das neue Reich so überraschend leicht vollziehen konnte. In Preußen dagegen wurde die öffentliche Meinung von diesem Gefühl der Trostlosigkeit und Hoffnungslosigkeit mehr bewahrt; sie suchte und fand für die Ideale der deutschen Einheit, die sie ohnehin nie mit solcher Inbrunst gepflegt hatte, wie es in den Kleinstaaten geschehen war, einigermaßen Ersatz in der Freude an der Kraft des preussischen Königshauses und an der Tüchtigkeit seines Heeres. Diesem Heere wandte sich fortan die Liebe und die beste Kraft des Volkes zu, und von jenem hochmütigen Bospötteln des Leutnants, wie es vor 1848 in vielen Kreisen zum guten Ton gehört hatte, war fortan nichts mehr zu spüren. Das preussische Königtum und das preussische Heer, sie gingen mit neuer und erhöhter Kraft aus den Wirren des Revolutionsjahres hervor, und so trug dies Jahr dazu bei, sie für die große, ihnen damals noch bevorstehende und 1866 und 1870 gelöste Aufgabe, die Herstellung des deutschen Reiches, geschickter zu machen.

Darum, meine ich, hat das Jahr 1848 trotz aller Schmach, das es uns gebracht hat, trotz allem Blute, das es uns gekostet hat, und trotz so manchem treuen deutschen Herzen, das daran zerbrochen ist, doch unsrer deutschen Geschichte nicht fehlen dürfen.



## Anna Karenina.



raf Leo Tolstoi konnte keinen bessern Anwalt bei uns in Deutschland finden, als Turgenjew, der kurz vor seinem Tode in Berlin den Ruhm des jüngern Kollegen und Freundes verkündete. Turgenjew ging in seiner bekannten, ehrlichen, unaffektirten Bescheidenheit sogar soweit, Tolstoi über sich selbst zu stellen, dessen Gemüthsart und Weltanschauung er im persönlichen Umgange wohlthuend und das eigne, so tief in der Melancholie einer grenzenlosen Skepsis vergrabene Gemüt erhebend, besänftigend, ermutigend hatte kennen lernen. Und es liegt etwas wundersam rührendes, ja erschütterndes darin, daß ein Genie wie Turgenjew ein langes Leben hindurch an einer einseitigen Weltanschauung festhält, aus ihr heraus Werke, welche die Bewunderung aller Zeitgenossen erregen, produziert, mit dieser seiner Weltanschauung einen bisher noch garnicht zu überschauenden Einfluß auf die Produktion andrer Belletristen ausübt, sie mit seiner tiefpessimistischen Stimmung ansteckt, um am Abend seines Lebens, ja knapp vor Thorschluß im Umgange mit einem heitern, sittlich edeln, harmonischen Gemüthe die Grenzen seiner selbst, ja vielleicht auch die Unwahrheit seines mit ihm alt gewordenen Systems zu erkennen! Es ist, als wenn in diesem Erlebnis sich der Geist der Geschichte offenbart hätte, der alle Einseitigkeit ablehnt und deshalb sich in Gegensätzen fortbewegt; und auf den Unterschied und, sagen wir es auch gleich, auf den Vorzug im Naturell ist es einzig und allein zurückzuführen, daß Turgenjew, dieser ehrlichste der Schriftsteller, sich so sehr von Tolstoi begeistern ließ. Man bewundert immer das, was man nicht besitzt, und ist selbst geneigt, es zu überschätzen.

Wir haben bisher leider nur ein Werk des Grafen Leo Tolstoi kennen gelernt, das ist der soeben in deutscher Übersetzung erschienene Roman: *Anna Karenina*\*); aber wir haben die Anerkennung Turgenjews begreifen lernen, der diesen Autor in die allererste Reihe der europäischen Romanciers stellte. Als Künstler wie als Mensch ist Tolstoi gleich bewundernswert, und in der

\*) *Anna Karenina*. Roman in sechs Büchern von Graf L. N. Tolstoi. Aus dem Russischen übersetzt von Paul Wilh. Graff und mit einem Vorwort von Eugen Zabel. 3 Bde. Berlin, Richard Wilhelm, 1885.